

**20 Jahre
Sammlung Deutscher Drucke**

Lesung

Reiseberichte
aus China aus fünf Jahrhunderten –
die AG Sammlung Deutscher Drucke stellt sich vor.

Do., 15.10.09 16.00-17.30 Uhr

Frankfurter Buchmesse / Halle 4.2 / ILC

Bayerische Staatsbibliothek 1450-1600

Fernere Zeitung auss Japon ... sampt langstgewünschter frölicher Botschaft auss der gewaltigen, biss anhero haydnischen Landschaft China des 83. und 84. Jars: von dem daselbst angehenden Christenthumb gezogen auss Briefen der Societet Jesu, die zu Rom ankommen im December des 1585. Jars. Getruckt zu Dilingen durch Joannem Mayer. M.D. LXXXVI.

Bayerische Staatsbibliothek: Jes. 1053, I: Liber Collegii Societatis Jesu

S. 150-155

Sendschreiben auss China dess 3. und 84. Jahrs, darinn vermeldt, wie ettliche unserer Gesellschaft inn das Landt hinein kommen. Item von ettlichen ersten unnd newen Früchten der Christen. Letztlich auch von der guten Hoffnung der Geistlichen Frucht daselbst zu empfaen.

Auszug eines Schreibens P. Michaelis Ruggiero, gebornen Neapolitanen, den 7. Februari anno 1583 aus der Stadt Sciauchino

I

Nachdem ich mich nun etliche Jahr beflissen hab,
in dem Meerhafen und Port zu Amacano (an welchem Ort die Portugieser ihre Kaufhändel und Hantierungen treiben),
die chinische Sprach so man Mandarina nennt, zu erlernen,
also genannt, dieweil sie derer der fürnembst Magistrat und Hofherren gebrauchen,
welche vonwegen so unzählbar vieler Buchstaben und Zeichen so schwer,
dass die Chineser selbst etliche Jahr in Erlernung derselbigen verzehrn:
bin ich letztlich mit den portugiesischen Kaufherrn zu etlich Malen in die Stadt Cantone,
60 Meil von Amacano gelegen, verreist,
daselbst ihnen drei Monate im Jahr vergünstigt, ihre Kaufmannschaft und Händel zu treiben,
doch dergestalt, dass sie ihre Herberg nit auf dem Land,
sondern in den Schiffen auf dem Meer haben,
so groß und wunderbarlich ist die Fürsehung, Weis und Ordnung,
derer sich dieses Volk gegen den Ausländischen gebrauchen,

nicht destoweniger hat der allmächtig Gott gewöllet,
dass ich gleich das erstmals, als ich ankommen,
Gnad erfunden hab in dem Angesicht des Faraonis,
das ist: in Gegenwärtigkeit eines Mandarini, welche die Stadt regieren,
mit welchem, als ich etlich mal zu red kommen,
hat er sich gegen mir so wohlwollend und insonders freundlich geneigt erzeigt,
dass ich ihm gleich demütigst ein Supplikation übergeben,
darin ich begehrt und gebeten, um günstige Erlaubniss und Bewilligung,
in der Stadt und auf dem Land der Ursachen halben zu wohnen,
dieweil uns nie geziemet, unsern höchsten Gottesdienst auf dem Wasser zu verrichten.

Auf solches er gleich ein Memorialzettel verfertigt und geordnet,
dass mir ein klein Häusle eingeräumt wurd,
verbot auch bei Leibsstraf, dass mir niemand verdrießlich wär oder einige Verhindernus
brächt.

Darauf gleich Tag und Nacht ein unsäglich Volk kommen,
allein der Ursach, mich zu sehen:
also dass sie auch die Mauer des Haus durchbrochen und hineingestiegen:
durch welches Ort auch einer, weiß nit mit was Geist er bewögt, hineingestiegen, und ihm
selbst in meiner Gegenwärtigkeit mit einem scharfen Stein drei große Wunden in den Kopf
geschlagen, dass ihm das Blut heraus geflossen, nachmals angefangen zu schreien:
„Ich habe ihn also verwundet“, der Ursachen aber, damit er das gemein Volk wider mich
erbittern möcht.

Der allmächtig Gott hat es alles zum Besten geschickt,
und mich in meinem Vorhaben nun desto mehr gestärket,
dann als mich der Mandarino gleich fordern lassen, und gefragt, ob ich den also geschädigt.
Darauf ich nein geantwort,
sagt er gleich: ich glaubs, dann ich erkenn ihn für ein bösen Schalk.
Bin also in der Behausung drei Monat blieben und den Portugesern darin öffentlich Mess
gelesen. Seind auch etliche Herren und Mandarini zu mir kommen und auch Almusen
mitgeteilt,
dagegen ich ihnen, auf ihr vielfältig Fragen, aus unserm christlichen Glauben nach
Gelegenheit und Gestalt der Zeit auch etwas angemeldt und zu verstahn geben,

also dass sie sich gegen mir freundlich erzeigt und oft zu Haus kommen:
der Ursachen auch der gemein Pövel ein großen Respekt und sich ehrerbietig gegen mir
erzeigt hat. Und das hat sich das erste Mal zugetragen, als ich zu Kantonae gewest.

II

Als zu einer anderen Zeit die von Amacano, ihm dem Tutano ein Präsent überschickten,
ich aber an einem starken Fieber zu Bett lag,
hat er - Tutano - gleich nach mir gefragt,
darauf der Notarius geantwortet, wie das ich schwerlich krank leg,
hat er sich hoch darab entsetzt und ein sonders Mitleiden erzeigt,
als dann ihm der Notarius von meinerwegen schöne Augengläser geschenkt,
mit Vermeldung, da ich wiederum zu meiner Gesundheit kem,
wollte ich mich wiederum bei ihm erzeigen und mit einer schönen Uhr verehren,
welches ihm gar angenehm, dass ich seiner im besten ingedenk wer,
befahl auch dem Notario, er solle Fleiß ankehren, dass ich bald kem und ihm die verheißen
Uhr mitbrächt,
als ich aber wegen meiner Schwachheit etwas länger verzogen,
hat er durch ein eigen Schreiben angemahnet.
Deshalben den Patrem Visitatorem für gut angesehen,
die gut und gewünschte Gelegenheit nit zu versaumen und da selbst ein allzeit bleibende
Residenz und Behausung zu begehren,
damit wir ihr Sprach dester bequemer erlernen möchten.
Ist mir auch zu einem Mitgesellen Pater Franziscus Pasius geben worden.
Seind also zwei Tage nach dem heiligen Christtag da selbst ankommen und mit großer
Ehrerbietung empfangen worden.
Als ich ihn einmal besuchet, fragt er under andern, ob wir auch den Teuffel förchten,
und ob wir Mittel und Weg hätten, den selbigen zu vertreiben.
Darauf ich geantwort, wir hätten von der Gnaden des Allmechtigen Gottes, seiner gar kein
Forcht, und von wegen der Kraft und Macht unseres einigen wahren Gottes muß er auch
weichen.
Ich frag der Ursach, sagt Tutano, dann in einer fürnehmen Stadt, da ich zu residieren pfleg,
erscheint er oft in einer erschrecklichen Gestalt.

Als wir den Tutano einmal heimsuchten und gar lustig und wohlauf fanden, haben wir ihm ein Supplication-Schreiben übergeben, darin begehrt, dass wir in China zu Land eine stete Wohnung haben dörften, damit wir ihre Sprach und Künsten dester bequemer ergriffen und entgegen die unser ihnen auch mitteilten.

Da hat der allmächtig Gott seinen Segen geben, dass er - Tutano - dessen gleichwohl zufrieden gewest: hat uns auch von Stund an ein fein ruhig Haus, unserm Gebrauch nach gar taugenlich eingantwort, zudem hab ich auch Erlaubnuß bekommen, dass auch Pater Matthaeus Riccius zu mir kommen dörfen.

Nun Gott dem Herrn sei Lob und Dank, und dessen göttlicher Will geschehe allzeit, in den wir auch all unser Hoffnung setzen und haben.

Wir haben noch nit Wissen, was der Tutano mit uns vorhaben, sonderlich da die Zeit seines Ampts verfliesen wird, dann er noch zubleiben zwei Jahr.

Wir sagen aber dem Herrn: „Paratum cor meum“

Tutano ist bißhero mit uns und unserm Tun wohl zufrieden, dann er alle Ding fleißig erkundschaft, hört und sieht auch gern, dass wir in freien Künsten erfahren und uns auf die Zahlen und was Mathematicam belangt, etwas verstehen: als Sonnen Uhrn, Sphaeram und Kugel des Himmels Lauffs zu machen belustigt ihn sehr.

Der Ursachen halber saget er einmal, es wäre ein groß Ding, mit Wissen und Verstehen Gott zu dienen. Durch Gott aber verstehet er den Himmel, den sie für den höchsten Gott ehren und anbeten,

saget auch, es wer billich, dass man solche Leut im Reich und Land zu wohnen einließ, welche einem ganzen gemeine Nutz zu gutem fromen kämen.

Solche particular Freiheit und Gewalt hat er von dem König, in Sonderheit die Portugeser im Reich einzulassen oder zu vertreiben, dergleichen andere Tutano vor ihm nit gehabt.

Dieser Zeit befließen wir uns, damit wir menniglich mit unserm guten Exempel, Leben und Wandel auferbaulich sein: zu solchem tugendsamen Leben halten wir auch unsere Dolmetsch.

Wir lernen auch je länger je besser, ihre Bücher lesen und zu verstehen, damit wir ihre Irrtummen dester besser widerlegen können.

Herzog August Bibliothek 1601-1700

Brand, Adam: Beschreibung der chinesischen Reise, welche vermittelst einer Zaaris. Gesandtschaft [...] verrichtet worden. Hamburg, 1698

Adam Brand (vor 1692-1746) war ein deutscher Kaufmann, der mehrere Handelsreisen nach Moskau unternahm. Im Jahr 1692 reiste er von dort aus gemeinsam mit Eberhard Isbrand Ides, Kaufmann und Diplomat in Diensten Peters des Großen, und anderen nach China. Diese Reise diente Handelszwecken wie auch als politische Gesandtschaft. Seine Beschreibung der *Chinesischen Reise* erschien zuerst in Frankfurt 1697, erlebte mehrere Auflagen und wurde ins Holländische, Französische und Englische übersetzt.

Ausgewählt wurde der Passus der Reisebeschreibung über die Ereignisse nach Ankunft an der großen Mauer bei Kalgang im Oktober 1693 und dem Einzug in Peking im November des gleichen Jahres. Die Gesandtschaft wurde mehrmals vom Kaiser persönlich empfangen, gute Kontakte bestanden auch zu den Jesuiten, bei welchen man sich über die Verhältnisse des Landes sich unterrichtete. Anfang 1694 verließ man Peking und reiste über den Norden nach Moskau zurück.

S. 122-128 (Auszüge):

Den 27. Octobris nun gelangten wir um Abends-Zeit an die Chinesische Welt-berühmte grosse Mauer, welche vier Klafftern hoch und so breit ist, daß sieben bis acht Personen nebeneinander darauf reiten können. Sie ist 300 teutsche Meilen lang, und wenn sie auf ebenem Wege lege, würde ihre Länge mehr denn 400 Meilen ausmachen, denn sie ist offmals über unglaublich hohe Felsen und derselben Spitzen geführt. Alle viertel Meile bemerkt man einen Schießturm. Wir kamen zuerst durch eine Pforte, an welcher die Mauer meistens verfallen und ritten ungefähr einen Musquetenschuß davon wieder durch ein Tor. Selbiger Platz sahe einem Rondell nicht ungleich. Abermal führte man uns durch zwei Pforten und waren diese drei Mauern in Rondellen in einen ziemlich großen Platz gebauet. Oben auf der Mauer, die wir zuerst durchpassierten, war ein Wach-Haus, worinn wie wir berichtet wurden continuierlich Wacht soll gehalten werden. Ingleich war auch ausserhalb der letzen Pforte ein Wach-Haus, so mit 20 Personen besetzt. Ein Werst Weges von der Mauer kamen wir zur linken Hand an der Stadt Galgan nahe vorbei, welche mit einer schönen steinernen Mauer

umgeben und sahen da zuerst ihre Abgötter. Es ist zu verwundern wie vielfältige Götzen-Tempel die Chineser aufgebauet, nicht allein in ihren Städten und Dörfern, sondern auch auf hohen Gebirgen, wo kaum ein Mensch hingelangen kann. [...] Sie sind aus Holz und Ton verfertigt und zuweilen stark vergoldet. Es findet sich aber einer in allen Götzen-Tempeln, so eine feurige Gestalt blicken läßt und einen Zepter in seiner Hand hält, welchen sie überaus groß achten und einen Krieges-Gott nennen. Ferner siehet man in ihren Tempeln bei ihren Göttern so wohl große als kleine Trommeln stehen, welche sie bei ihren Gottesdienst gebrauchen. Die Nacht über blieben wir in der Vorstadt vorerwähnten Ortes und präsentierten sich, sobald wir ankamen, in denen Gassen, welche wir passieren mußten, unterschiedliche Musikanten, deren einige auf Pfeiffen, andere auf anderen Instrumenten als groß und kleinen messingenen Becken von allerhand Tönen spielten. Etliche auch frisch dabei trommelten. [...]

Zu Nacht invitierte der Adogeda (*zur Erläuterung: ein Mandarin, d.i. ein Beamter im kaiserlichen China*) den Herrn Envoye (*zur Erläuterung: Bezeichnung Adam Brands für den an der Reise beteiligten Eberhard Isbrand Ides*) zu einer Abend-Mahlzeit, bei welchem eine chinesische Komödie aufgeführt wurde von den Komödianten, die aus der Residenzstadt Peking dem Herrn Envoye entgegen gesandt waren. [...] Die Komödie war sehr wohl anzusehen, denn sie machten solche schöne Posituren und Mienen, als wenn es geborene Teutsche wären.

Der Inhalt solcher verliebten Komödie war dieser: es wollte ein Vater seinem Sohn mit einem Weibsbild verheiraten, allein weil das Weib gar zu viele Verehrer hatte (unter welchen auch der Narr als Kuppler war und für seine Mühe mit ihr buhlte) so ward aus der vorgehabten Freierei nichts. Solch Freuden-Spiel war überaus lächerlich anzusehen und durch und durch mit Narren-Possen vermischt. Ihre Kleider, so sie an hatten, bestanden aus schöner Seide, die überall stark mit Gold verziert waren. Sie veränderten sie zehn Mal, welches keine geringe Verwunderung verursachte.

Den 28. Oktober reisten wir an einer chinesischen Stadt vorbei – gegen Abend aber trafen wir in der Stadt Xantuning ein, woselbst der Herr Envoye von dem Gubernator nicht allein mit einer prächtigen Mahlzeit, sondern auch mit einer trefflichen Komöde beehrt worden.

[...] Der Herr Envoye, wie auch der Herr Adogeda, benebenst dem Gouverneur, hatten ein jeder ihre aparte Tafel – wir Offiziere aber saßen alle beieinander an der Tafel und es wurden die Speisen, welche zubereitet waren, eine nach der andern aufgetragen, auch keine Schüssel ehe abgenommen bis die Mahlzeit vollzogen.

Solch Banquett bestand aus acht Gängen und so oft eine Schüssel, sofern sie aus Porzellan war, aufgetragen wurde, ging der Küchen-Meister voran, überlaut rufend, daß wir möchten belieben zu essen. Als bald langte der Adogeda seine knöcherne Gabel hervor und zeigte selbige dem Herrn Envoye und uns und dieses war ein Zeichen, daß man zulangen sollte. Vor der Mahlzeit war ein Knabe von 10 Jahren, welcher auf der Erde erstlich [...] allerhand schöne Übungen machte. Nachmals stieg er auf einen erhobenen Thron und es wurden sieben Porzellanschalen hinter seinen Rücken gesetzt, die er rückwärts, doch eine nach der anderen, mit dem Munde aufnahm und auf der anderen Seite der Tafel niedersetzte. Danach nahm er mit dem Munde drei auf. Ferner hielt er die Hände hinter seinen Rücken und in die Höhe, nahm wieder zwei auf – dann wurden die sieben Schalen wiederum von neuem hinter seinen Rücken gesetzt, welche er in Krötenposition eine nach der andern aufhub. Als er nun die letzte zu sich nehmen wollte, wurde er in Krötenposition davon getragen. [...]

Die Mahlzeit dauerte über drei Stunden ehe nun das Konfekt, so aus allerhand Zucker bestand, aufgetragen wurde. [...]

S. 132-136 (Auszug):

Den 3. hujus (*zur Erläuterung: desselben Monats, d.i. November*) hielten wir umb Mittag unsern Einzug in schöner Ordnung in die längst erwünschte Residentz-Stadt Peking, woselbst wir in den gewöhnlichen Gesandten-Hof einlogiert wurden. Die Straße, da wir durchzogen, wimmelten überall von Volk, weswegen solcher Staub entstand, dass wir kaum aus unseren Augen sehen konnten.

[...]

Den 14. November offerierte der Herr Envoye den Brief selber und wurde derselbe von den beiden Adogedaes in dieser Ordnung nach Hofe gebracht: Erstlich gingen 15 Personen, welche die Geschenke trugen, nachmals folgte der Schenkasiens-Meister so ein russischer Kaufmann war, drittens der russische Schreiber, welcher Ihre Zarische Majestät Credentia in Händen hielt, viertens der Herr Envoye nebst denen Adogedaes und fünftens die Officianten. [...]

Nachdem nun das Creditiv (*zur Erläuterung: ein Beglaubigungsschreiben für den Gesandten von dem ihn Entsendenden*) dem Könige überreicht, wurden die Geschenke dem Adogeda anvertraut, welcher selbige auf zwei Tafeln niederlegte.

Der Dorgamba aber, nachdem er seine Oration wegen unserer glücklichen Ankunft rezitiert, auch nach beider Zarischen Majestät Gesundheit gefragt hatte, versprach dem Herrn Envoye, daß der Brief alsobald sollte übersetzt und ehster Tagen mit einer Gegenantwort bewürdiget

werden. Auch sagte selbiger, was dem Herrn Envoye samt seiner bei sich habenden Suité, der Kaiser zu täglicher Kost verordnet: Als nämlich für [...] zwei Schafe, eine Gans, drei Hühner, drei Fische, ein großes Maas Mehl, ein großes Maas Reis, zwei Pfund Butter, zwei Briefe Tee, Salz [et]c. und zwei Stübchen Tarrasun und dergleichen mehr. Die [...] Officianten aber und die anderen Bedienten behielten ihren vorigen empfangenen Deputat und bekamen nichts als Butter, Mehl und Tarrasun noch darzu.

S. 140-146 (Auszüge):

Den 17 Novembris wurde der Herr Envoye, nebst 14 der vornehmsten Bedienten zu des Bogdegans Tafel geholet, in Begleitung zweier des Kaisers Wappen vorn auf der Brust und hinten auf dem Rücken habenden [...] Hofleuten. [...]

Sobald wir uns nun auf unsern Platz, wo Ihr Zarische Majestät Brief war abgegeben, befunden, ließ der Adogeda dem Herrn Envoye und andern Bedienten Sessel präsentieren. [...]

Unterdessen saßen wir noch in die 4 bis 5 Stunden, ehe man uns ankündigte, hinauf zu kommen und wurden von dem Adogeda zu unterschiedenen Malen mit in Milch gekochten Tee tractiret. [...] Nachdem nun an den Adogeda Ordre kam, uns hinauf zu führen, gingen wir noch durch drei Pforten und über drei große Plätze, von welchem die eine Pforte die remarquabelste ist, denn wir gingen mitten in selbigem Platz über eine von schönen Marmorstein wie Alabaster gebaute Brücke, unter welcher ein Wasser floß, so des Bogdegans Fisch-Teich sein soll [...]. Wie wir nun an das Zimmer, wo der Bogdegan auf seinem Thron sitzen sollte, gelangten, wurde der Herr Envoye von beiden Adogedaes an die Seite vom selbigen Zimmer neben den Thron gesetzt. Ja – es waren über die 300 Hof-Leute, welche wir bei den Wappen auf der Brust und Rücken bemerkten, auf beiden Seiten nebeneinander postiert. Gleich über diesem Zimmer stund des Kaisers Götzen-Tempel, überaus rar gebaut. Und dieser Hof-Platz, auf welchem der Herr Envoye zur Audience gelassen wurde, war sehr hoch, mit allerhand schönen in Marmorstein ausgebauten Figuren geschmückt. Von diesem Ort aus konnte man nach einem andern Hof-Platz sehen, auf welchem eine Menge von Gebäuden anzutreffen war, in denen mehrents die Weibs-Bilder und Kapaunen, so des Bogdegans Kebs-Weibern aufwarteten, ihre Wohnung hatten.

Nun wurde der Herr Envoye nahe an die Seite des Bogdeans Thron gesetzt, wir aber vier Klaffter hinter ihn. [...] Als wir nun ein wenig gegessen, wurde anfänglich vor dem Kaiser auf einer Tafel allerhand Konfekt gebracht in Schüsseln, die aus klarem Gold waren und eine auf die andere gesetzt wurde. [...] Denen Chinesen aber, so sich auf die 100 Personen erstreckten, wurde doch einem jeglichen à part, eine kleine Tafel mit allerhand Fleisch

vorgetragen. So bald nun der Kaiser zulange, mussten wir alle unser Haupt niederschlagen, nachmals aber das Vorgesetzte verzehren. Nach gehaltener Malzeit, so beinah 3 Stunden währte, wurden dem Bogdedan zwei große Schalen mit Brandwein überreicht. [...] Unter der Zeit aber, da solches geschah, wurden zwei Jesuiten vor den kaiserlichen Thron zu erscheinen gefordert, welche auch sich stehendes Fußes nahe bei demselben einstellten und auf Befehl den Herrn Envoye in Lateinischer Sprache anredeten. Wie aber der Envoye auf Italienisch zu verstehen gab, daß er kein Lateiner wäre, fing einer von denen Patribus mit dem Herrn Envoye Italienisch an zu reden und diskutierte von vielerlei Sachen. Insonderheit aber fragte er den Herrn Envoye, wie lang er aus Moskau gewesen? Und so bald dieses beantwortet, führten obgenannte Herren den Herrn Envoye von dem Thron nach seiner vorigen Stelle.

S. 174-175

Den 30. Martii gelangten wir zur Stadt Naun an und wurden im Dorf Süttigarsche einlogiert. Den 5. April als am Grün-Donnerstag Abends begab sich in meinem Quartier eine wunderliche Geschichte, denn das Mädchen oder die Tochter im Hause war vom Teufel besessen und fing dermassen jämmerlich an zu schreien, ja mit Händen und Füßen zu arbeiten, daß das vorhandene Frauenzimmer genug zu schaffen hatte, diesem Übel vorzubeugen. Wie sie nun eine Weile gelegen, fing sie recht angenehm an allein zu singen, welches sie über eine halbe Stunde continuierte, darnach sang ihr das Frauen-Zimmer etliche Verse vor, welche sie wieder beantwortete. Ich fragte aus Kuriosität nach dieser Ursache – es wurde mir aber zur Antwort, daß in der Nachbarschaft ein kleines Kind krank lege, über deren Genesung nämlich, ob es werde leben oder sterben, sie prophezeite. Wie sie denn auch als eine große Heilige veneriret wurde. Sobald es nun zum Ende nahete, begab sich die Nachbarschaft wieder von dannen, aber ihrer Mutter Schwester langete etwas aus einer Schattul, so bei der Hand war, ließ darauf Kohlen herein bringen, hielt selbige unter ihr Gesicht und sträuete vom Rauchwerk etwas darauf, wornach sie sich wieder empor gab und die Augen öffnete.

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek 1701-1800

Textpassage aus „Beschreibung von China“, 1789 (Signatur DD92 A 33886)

Die von „ein paar Freunden“ herausgegebene Anthologie soll laut Vorwort dazu dienen, „den deutschen Lesebibliotheken durch diese Sammlung zu nutzen; da die Völkerkunde die

Lieblingslektür unserer Zeit ist ...“. Die Herausgeber bedienten sich dazu verschiedener Übersetzungen z.B. von Grosiers *Histoire générale de la Chine* oder Leontevs *Kitajskija mysli* (Gedanken über China).

VI: Häusliche Sitten in China

Man hat in China zwey Gattungen von Gastmahlen.. Ein gewöhnliches, das aus zwölf bis fünfzehn Schüsseln besteht, und ein feyerliches, bey welchem achzig Schüsseln auf jeder Tafel mit vielerley Gepräge aufgetragen werden.

Um das Ceremoniel gehörig zu beobachten, müssen die Gäste durch drey Billets eingeladen werden. Das erstemal einen oder zwey Tage vorher; das zweytemal den Morgen wo das Fest vor sich gehen soll, um dadurch die Gäste an ihr Engagement zu erinnern, mit der Bitte, solches nicht zu brechen. Das drittemal geschiehet es wenn alles angeordnet ist. Der Wirth will dadurch seine Ungeduld, die Eingeladenen zu sehen, an den Tag legen.

Der Saal ist gewöhnlich mit Blumentöpfen, Mahlereyen und Porzellain gezieret, und enthält so viel Tafeln, als Gäste erscheinen sollen, es wäre dann, daß man wegen der Menge zwey an eine Tafel setzen müßte; Sehr selten ist es, daß man drey an einer sieht.

Sie stehen nach der Reihe an den Wänden, und die Gäste sitzen einander gegen über in Armstühlen. Jede Tafel ist vorne mit einem gestickten seidenen Tuch wie ein Altar behangen, und ob sie gleich weder mit Tischtüchern noch Servietten belegt sind, so giebt ihnen doch der Lack ein sehr reinliches Ansehen. Die zwey Außenseiten sind mit großen Schüsseln besetzt, die zerschnittene und in Pyramiden aufgebaute Speisen enthalten, und oben mit Blumen und großen Zitronen geschlossen werden. Man rührt sie nie an, und sie dienen bloß zur Zierde wie die Figuren von Zucker und Salpeter in Italien, oder die Sürtouts zu Paris.

So wie der Herr vom Hause seine Gäste in den Saal geführt hat, begrüßt er einen nach dem andern; und nachdem er sich in einer Tasse von Silber, Pozellain [!] oder einem kostbaren Holze, die auf einer Silbernen Unterschale steht, Wein hat bringen lassen, so bückt er sich gegen dieselben, wendet sich mit dem Gesichte gegen den großen Hof des Hauses und geht nach dem Ende des Saals hin. Hier hebt er die Augen gen Himmel, und gießt etwas Wein auf den Boden, um damit anzuzeigen, daß er nichts besitze, das er nicht der Gunst des Himmels zu verdanken habe. Hierauf läßt er wiederum eine große Schaale von Silber oder Porzellain mit Wein füllen, und setzt sie auf den Tisch, der für ihn bestimmt ist. Vorher macht er aber an den Vornehmsten von der Gesellschaft eine Verbeugung, und dieser erwiedert die Höflichkeit

damit, daß er außerordentlich geschäftig thut, eine ähnliche Schaale mit Wein zu füllen, und solche an den Tisch des Wirths, der allemal der niedrigste ist, zu setzen, und ihm auf die Art der Mühe zu überheben. Der Herr des Hauses hält ihn davon ab, wie die Gewohnheit vorschreibt; der Haushofmeister bringt sodann Stöckchen von Helfenbein, und legt sie parallel auf jeden Tisch: sie werden statt der Gabeln gebraucht, und liegen gewöhnlichermaaßen schon darauf. Endlich führt der Herr des Hauses seinen vornehmsten Gast zu seinem Lehnstuhl, der mit einem reichen seidenen Stoff mit Blumen behangen ist, und hier kommen wieder neuen Verbeugungen und eine Einladung, sich darauf zu setzen. Dieser verbittet die Ehre, und der Wirth will sie allen Anwesenden anbieten, die aber durchaus nicht leiden wollen, daß er sich so viele Mühe geben soll.

Nach diesem Vorspiele setzt man sich endlich, und in dem Augenblicke treten vier oder fünf Schauspieler, die reich gekleidet sind, in den Saal, und begrüßen die Gesellschaft mit vier Verbeugungen, die so tief sind, daß sie dabey die Erde mit der Stirne berühren. Es geschiehet zwischen zwey Reihen von Tafeln, und sie sind mit dem Gesichte gegen eine lange Tafel gekehrt, die am Ende des Saals stehet, und mit Kassoletten und Leuchtern besetzt ist. Dem vornehmsten wird ein Buch gegeben, darinnen fünfzig oder sechzig Komödien mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet sind, welche die Schauspieler auswendig wissen, in der Absicht, daß er eine davon aussuchen soll. Er schlägt es ab, und mit dem Ersuchen, solches zu thun, wird es seinem Nachbar gegeben, und von diesem an einem andern bis es an allen Tischen gewesen, und wieder an den ersten zurückkommt. Er läßt sich endlich erbitten, öffnet das Buch, sieht einen Augenblick hinein, und wählt das Stück, das seine Meynung nach der Gesellschaft am angenehmsten ist. Die Schauspieler lassen jedermann den Titel sehen, und alles giebt durch Kopfnicken seinen Beyfall. Wäre einiges Bedenken bey dem Stücke, als zum Beyspiel, daß ein Name darinnen, der dem eines Anwesenden gliche, so müssen sie es anzeigen.

Mit einer Symphonie fängt sich nun das Stück an. Sie besteht aus kupfernen Bassons, die einen rauen und schneidenden Ton haben, aus Trommeln von Büffelshaut, Flöten, Pfeifen und Trompeten. Niemanden als Chinesen kann diese Musik gefallen. Man bedient sich keiner Dekoration; es wird ein Tepich [!] auf den Boden gebreitet, und anstatt der Koulissen brauchen sie einige Stuben, aus welchen die Schauspieler kommen, um ihre Rolle zu spielen. Das Frauenzimmer, das dem Spiele zusehen will, befindet sich außer dem Saale, hinter Jalousien, der Vorhang gegen über.

Man fängt immer das Fest mit einem Glase puren Wein an. Der Haushofmeister ruft, mit einem Knie an der Erde aus: Meine Herren, man bittet sie, die Schaale zu nehmen. So ergreift ein jeder die seinige, hebt sie bis an den Kopf in die Höhe, bringt sie wieder bis unter den Tisch hinunter, und trinkt sie sodann ganz langsam mit drey oder vier Zügen aus. Man wendet hintendrein die Schaaalen um, um zu zeigen, daß sie leer sind. Diese Ceremonie wird zwey oder drey mal wiederholt, und unterdessen, daß die Gesellschaft mit Trinken beschäftigt ist, trägt man auf jede Tafel eine Schüssel mit Ragout, das so bereitet ist, daß man kein Messer dazu braucht. Der Haushofmeister bittet, daß man essen soll, und jeder bedient sich nun mit vieler Geschicklichkeit seiner zwey Stöckchen. Wenn man aufgehört hat von einer Speise zu essen, bringen die Bedienten eine andere, und präsentiren Wein, unterdessen der Hofmeister immer zum Essen und Trinken nöthiget. Zwanzig oder achzig Schüsseln folgen einander auf diese Weise, und man ist verbunden eben so vielmal zu trinken, es stehet aber einem jeden frey zu trinken was er will, und überhaupt sind auch die Tassen nicht groß.

Die Schüsseln werden nicht weggenommen, wenn andere aufgesetzt sind, sondern sie bleiben alle bis zum Ende des Gastmahls stehen. Zwischen sechs und sechs und fünf und fünf Schüsseln werden warme Brühen und kleine Kuchen oder Pastetchen serviret, die man mit den elfenbeinernen Stäbchen eintunket. Bis daher wird nichts als Fleisch gegessen., aber nun fängt man an Thee zu geben, der das Lieblingsgetränke ist, und den man warm nimmt. Auch gilt das vom Wein. Die Bedienten sind beständig beschäftigt, warmen Wein einzuschenken, und den wegzunehmen, der kalt geworden ist. Die letzte Schüssel muß in dem Augenblick aufgesetzt werden, in dem die Komödie zu Ende geht, und wenn man noch Reiß, Wein, und Thee servirt hat, so wird aufgestanden. Die Gäste machen dem Wirthe ihre Komplimente, und dieser führt sie in Garten, oder in ein anderes Zimmer, wo sie sich bis zum Nachtsche unterhalten.

In dieser Zwischenzeit speisen die Schauspieler an einem andern Orte. Die Bedienten sind auf verschiedene Art beschäftigt: einige bringen warmes Wasser, um die Hände und das Gesicht zu waschen, andere reinigen die Tafeln und machen das Desert zurechte. Es besteht in achzig Schüsseln die mit Konfitüren, Geleen, Früchten, Schinken, getrockneten und gesalzenen Enten, die ein sehr gutes Essen sind, und mit kleinen Leckereyen, die aus dem Meere kommen, gefüllet sind. Wenn alles in Ordnung ist, so giebt ein Bedienter dem Herrn hievon Nachricht, indem er ein Knie auf die Erde setzt. Dieses bringt gleich die ganze Gesellschaft zum Schweigen. Der Wirth steht auf, und bittet seine Gäste, wieder in den Saal zu gehen. Im

Anfang stellt sich alles zusammen, endlich nimmt aber ein jeder nach einigen Ceremonien seinen Platz ein..

Nun kommen größere Tassen, und man ist genöthiget, mehr zu trinken. Das Schauspiel fängt wieder an: man lässt sich das Verzeichniß der Stücke geben, und ein jeder sucht das aus was ihm gefällt. Der Rand einer jeden Tafel ist mit fünf Schüsseln besetzt, die nur zur Zierde da zu seyn scheinen. Die Bedienten der Gäste begeben sich in ein benachbartes Zimmer, und speisen da ohne alle Feyerlichkeit.

Beym Anfange des Nachtisches läßt sich ein jeder Gast kleine Paketchen von rothem Papier bringen, die ein Trinkgeld für den Koch, den Haushofmeister, die Schauspieler, und überhaupt für jeden Bedienten enthalten., der an der Tafel aufgewartet hat. Ein jeder von diesen bringt sein Paketchen dem Herrn vom Hause, der nach einigen Schwierigkeiten erlaubt, solches anzunehmen, und durch ein Zeichen befiehlt, es einem unter ihnen zuzustellen, der sodann die Austheilung besorgt.

Gewöhnlich dauert ein solches Fest vier bis fünf Stunden. Es fängt bey dem Eintritt der Nacht an, und endigt sich um Mitternacht. Mit den nämlichen Ceremonien, die bey Besuchen gewöhnlich sind, gehet die Gesellschaft auseinander. Den andern Morgen schickt ein jedes ein Billet, worinnen es seine Danksagung abstattet.

Die vorzüglichsten Speisen sind Ragouts von gehaktem Fleische mit Kräutern oder Hilsenfrüchten zugerichtet. Die Schüsseln sind von sehr schönem Porzellain und von einer Gestalt und Größe. Auf jede Tafel werden zwanzig gesetzt, immer vier und vier auf eine Linie. Am Ende des Gastmahls machen sie ein regelmäßiges Viereck aus. Die Bedienten nehmen sie am Eingange des Saales ab, und eben so viel, als an der Tafel aufwarten, bringen sie auf lackirten Brettern, und geben sie mit einem Knie auf der Erde hin. Zwischen vier und vier Schüsseln wird allemal eine besondere Art von Brühe und Torten von verschiedener Gattung aufgetragen. Thee ist der letzte Auftritt.

Nachdem die Gesellschaft in Danksagungen erschöpft und eine Viertelstunde sich unterredet hat, geht sie auseinander.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg

1801-1870

Ida Pfeiffer: Eine Frauenfahrt um die Welt: Reise von Wien nach Brasilien, Chili, Otahiti, China, Ost-Indien, Persien und Kleinasien. Wien 1850

Die Wienerin Ida Pfeiffer (1797-1858) heiratete einen Lemberger Advokaten und zog zwei Söhne groß, bevor sie im Alter von 45 Jahren eine große Lust am Reisen überkam. Insgesamt legte Ida Pfeiffer bis zu ihrem Tod 240.000 km auf 4 Kontinenten zurück. Nach Reisen in den Orient und nach Skandinavien, begann sie 1846 ihre erste Weltreise. Sie startete in Hamburg und reiste über Brasilien, Chile, Tahiti nach China und von dort über Sri Lanka, Indien, Russland wieder zurück nach Wien. Dort verfasste sie einen dreibändigen Reisebericht, der im 19. Jahrhundert eine beliebte Unterhaltungslektüre wurde und auch von Alexander von Humboldt sehr geschätzt wurde.

Vorrede zum ersten Band:

Schon in mehreren Zeitungen ward ich Touristin genannt; dieser Name gebührt mir indessen, seiner gewöhnlichen Bedeutung nach, leider nicht. Einerseits besitze ich zu wenig Witz und Laune, um unterhaltend zu schreiben, und andererseits zu wenig Kenntnisse, um über das Erlebte gediegene Urteile fällen zu können. Ich vermag nur schmucklos das zu erzählen, was mir begegnet, was ich gesehen, und will ich etwas beurteilen, so kann ich es bloß von dem Standpunkte einfacher Anschauung aus.

Manche glauben vielleicht, Eitelkeit sei die Veranlassung zu dieser großen Reise gewesen. Ich kann darauf nichts erwidern, als: wer dies denkt, möge selbst eine ähnliche Reise unternehmen, um zu sehen, daß solche Beschwerden, solche Entbehrungen und Gefahren nur durch angeborne Reiselust, durch unbegrenzte Wißbegierde überwunden werden können. Wie es den Maler drängt, ein Bild zu malen, den Dichter, seine Gedanken auszusprechen, so drängt es mich die Welt zu sehen – Reisen war der Traum meiner Jugend, Erinnerung des Gesehenen ist nun das Labsal meines Alters.

Bd. 2 S. 1

China - Noch vor einem Jahre hätte ich kaum gedacht, daß es mir gelingen würde, unter die kleine Zahl der Europäer zu gehören, die dies merkwürdige Land nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus eigener Anschauung kennen lernten.

Ida Pfeiffer kam über Macao nach Hong-Kong.

Bd. 2 S. 7

Schon nach einigen Tagen fand ich eine Gelegenheit nach Canton, und zwar auf einer kleinen chinesischen Dschonke. Herr Pustau, ein hiesiger Kaufmann, der sich meiner sehr freundlich angenommen hatte, riet mir zwar sehr ab, mich so ganz ohne allen Schutz dem chinesischen Volke anzuvertrauen und meinte, ich solle entweder ein eigenes Boot oder einen Platz auf einem Dampfschiffe mieten; aber für meine beschränkten Mittel war dies zu teuer, da ein Platz auf dem Dampfschiffe oder ein gemietetes Boot zwölf Dollars gekostet hätte, während der Fahrpreis in der Dschonke nur 3 Dollars war. Auch muss ich gestehen, dass mir der Anblick und das Betragen der Chinesen durchaus keine Furcht einflösste. So setzte ich meine Pistolen in Stand und begab mich am Abend des 12. Juli ganz ruhig an Bord. Heftiger Regen und die einbrechende Dunkelheit zwangen mich bald, den innern Raum des Fahrzeuges aufzusuchen, wo ich zum Zeitvertreibe meine chinesischen Reisegefährten beobachtete. Die Gesellschaft war keine gewählte, benahm sich aber sehr anständig, so daß ich ohne Scheu unter ihnen verweilen konnte. Einige spielten Domino, während andere einer Art Mandoline, die mit drei Saiten bespannt war, ganz jämmerliche Töne entlangen. Dabei wurde geraucht und geschwätzt und ungezuckerter Tee aus feinen Schälchen getrunken. – Auch mir bot man diesen Göttertrank von allen Seiten an! Jeder Chinese, reich oder arm, trinkt weder reines Wasser noch geistige Getränke, sondern immer ungezuckerten, schwachen Tee.

Bd. 2 S. 10-12

Je näher man Canton kömmt, desto mehr nimmt die Lebhaftigkeit auf dem Fluße, die Zahl der Schiffe und bewohnten Boote zu. Man sieht Fahrzeuge von den wunderbarsten Formen – Dschonken, deren Hinterteil zwei Stock hoch über das Wasser ragt und gleich einem Hause mit hohen Fenstern und Gallerien versehen und mit einem Dache gedeckt ist. Diese Schiffe sind oft von erstaunlicher Größe und laden bis zu tausend Tonnen. – Ferner sieht man chinesische Kriegsschiffe, flach, breit und lang gebaut, mit 20 auch 30 Kanonen besetzt, - Mandarinsboote, die mit ihren bemalten Außenwänden, Türen und Fenstern, mit ihren ausgeschnitzten Gallerien und den farbigen seidenen Flaggen den niedlichen Häusern gleichen, und vor allem die herrlichen Blumenboote, deren obere Gallerien mit Blumen, Girlanden, Arabesken und dergleichen ausgeschmückt sind. Türen und Fenster, beinahe im gothischen Stile gehalten, führen in das Innere, das aus einem großen Saale und einigen

Cabinetten besteht. Spiegel, seidene Tapeten zieren die Wände, Glaslustres und farbige Papierlampen, zwischen welchen niedliche Körbchen mit frischen Blumen schweben, vollenden den zauberhaften Anblick. Diese Blumenboote bleiben immer vor Anker liegen und dienen den Chinesen bei Tag und Nacht als Unterhaltungsorte. Da werden Komödien aufgeführt, Gaukler- und Tanzkünste produziert u.s.w (...)

Zu diesen wunderlichen Fahrzeugen denke man sich nun noch Tausende von kleinen Booten (Schampans), die teils vor Anker liegen, teils überall durchkreuzen und durchdrängen, - Fischer, die von allen Seiten ihre Netze auswerfen, - Kinder und Erwachsene, die sich mit Baden und Schwimmen belustigen. Man wendet oft ängstlich den Blick hinweg, wenn man auf den kleinen, schmalen Booten die Jungen sich balgen und spielen sieht, - jeden Augenblick meint man, eines der Kleinen über Bord fallen zu sehen. Vorsichtige Eltern binden den ein- bis sechsjährigen Kindern ausgehöhlte Kürbisse oder mit Luft gefüllte Ochsenblasen auf den Rücken, damit, wenn sie in das Wasser fallen, sie nicht so bald zu Boden sinken. Alle diese vielfältigen Beschäftigungen der Menschen, dies unermüdete Leben und Treiben, gewähren Bilder, von deren Eigentümlichkeiten man sich wohl schwerlich, ohne sie gesehen zu haben, einen richtigen Begriff machen kann!

Bd. 2 S. 43-47

Von größeren Ausflügen blieb mir nur noch ein Gang um die Mauern der eigentlichen Stadt Canton übrig.

Ida Pfeiffer macht an dieser Stelle eine Fußnote zu Canton: Die Stadt hat an 9 englischen Meilen Umfang. Sie ist der Sitz des Vizekönigs, in die Tartaren- und Chinesenstadt abgeteilt und durch Mauern geschieden. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 400.000 Seelen geschätzt, die auf den Booten und Schampans auf 60.000 (...) die Zahl der hier ansässigen Europäer ist etwa 2.000.

Auch dieser Wunsch [*der Gang um die Mauern der Stadt*] wurde bald erfüllt, denn der gute Missionär trug sich mir und Herrn von Carlowitz als Begleiter und Beschützer an, doch unter der Bedingung, dass ich mich verkleide. Bisher hatte noch keine Frau diesen Gang gewagt, und auch ich, meinte er, dürfte es in meiner Kleidung nicht tun. Ich nahm meine Zuflucht zur Männerkleidung und eines frühen Morgens machten wir uns auf den Weg.

Lange gingen wir durch enge Gässchen, die mit breiten Steinen gepflastert waren. An jedem Hause sahen wir in den Nischen kleine Altäre von ein bis zwei Fuß Höhe, vor welcher noch, da es zeitlich des Morgens war, die Nachtlämpchen brannten. (...) Nach und nach wurden die

Kaufläden geöffnet, welche niedlichen Hallen gleichen, da die vorderen Wände hinweggenommen sind. Die Waren werden teils in offenen Fächerkästen aufgestellt, teils auf Tischen, hinter welchen die Chinesen sitzen und arbeiten, ausgebreitet. Von einer Ecke der Halle führt eine schmale Treppe in das obere Stockwerk in des Kaufmanns Wohnung. Auch hier besteht wie in den türkischen Städten, die Einrichtung, daß jede Profession ihre besondere Straße hat, so daß man in einer Gasse nichts als Glaswaren, in einer anderen Seidenstoffe u.s.w. sieht. In den Gassen, wo die Ärzte wohnen, sind auch alle Apotheken, da die Ärzte zugleich dieses Geschäft mit versehen. – Die Lebensmittel, die meist recht zierlich aufgestellt sind, haben ebenfalls ihre eigenen Gassen. Zwischen den Häusern stehen viele kleine Tempel, die sich aber im Stile der übrigen Gebäuden gar nicht unterscheiden; auch wohnen nur im Untergeschoße die Götter, in den oberen Stockwerken ganz gewöhnliche Menschen.

Die Lebhaftigkeit in den Gassen war auffallend stark, besonders in jenen, wo die Lebensmittel aufgespeichert lagen. Weiber und Mädchen der geringeren Klassen gingen umher, ihre Einkäufe zu besorgen, so gut wie in Europa. Sie erschienen alle unverschleiert, und viele von ihnen wackelten gleich Gänsen, da, wie ich schon bemerkt habe, in jeder Klasse des Volkes der Gebrauch stattfindet, die Füße zu verkrüppeln. Das Gedränge wird durch die vielen Lastträger ungemein vermehrt, die mit großen Körben voll Lebensmitteln, die sie auf den Schultern tragen, durch die Gassen laufen und dabei mit lauter Stimme bald ihre Waren anpreisen, bald die Leute aus dem Weg gehen heißen. Auch sperren nicht selten die Sänften, in welchen sich die Reichen und Vornehmen zu ihren Geschäftslokalen tragen lassen, die ganze Breite eines Gäßchens und hemmen den Strom des geschäftigen Volkes. Das schrecklichste aber sind die zahllosen Träger, die gewisse übelriechende Gegenstände in großen Kübeln davon schleppen und einem auf jedem Schritte und in jeder Strasse begegnen. Man muß wissen, daß vielleicht kein Volk auf Erden an Fleiß und Industrie den Chinesen gleicht, daß keines so sorgfältig wie sie jedes Fleckchen Erde benützt und bepflanzt. Da sie nur wenig Vieh und folglich auch wenig Dünger haben, so suchen sie diesen auf andere Art zu ersetzen, und daher ihre große Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf jedes Exkrement lebender Wesen.

All diese kleinen Gässchen sind an die Stadtmauer angebaut, so daß wir schon lange um sie herum gegangen waren, ehe wir sie bemerkten. Unbedeutendere Tore oder Eingangspfortchen, die des Abends geschlossen werden, führen in das Innere der Stadt, deren Betretung jedem Fremden auf das strengste verwehrt wird. (...) Nachdem wir wenigstens zwei Meilen gemacht hatten, fortwährend durch enge Gäßchen uns drängend, gelangten wir ins Freie. Hier hatten

wir eine vollkommene Ansicht der Stadtmauern, und von einem kleinen Hügel, der nahe an der Mauer lag, selbst einen ziemlich weiten Überblick über die Stadt. Die Stadtmauer ist ungefähr 60 Fuß hoch und an den meisten Stellen mit Gras, Schlingpflanzen und Gesträuchen der Art überwachsen, daß sie einer herrlichen lebendigen Gartenwand gleicht. (...) Der Weg führte uns ferner über fruchtbares Hügelland, über gut gehaltene Wiesen und Felder. (...) Beinahe am Ende unserer Wanderung begegneten wir einem Leichenzuge. Eine jämmerliche Musik kündigte uns etwas besonderes an; doch blieb uns kaum Zeit aufzuschauen und aus dem Wege zu treten, denn eilig, wie auf der Flucht begriffen, kam ein Zug daher. Voran liefen die Edlen Musikanten, dann folgten einige Chinesen, ferner zwei leere Sänften, von Trägern geschleppt, hierauf ein ausgehöhlter Baumstamm, der den Sarg vorstellte, an einer Stange hing und ebenfalls getragen wurde, und zum Schlusse einige Priester und Volk.

Bd. 2, S. 57

Ich hatte im Ganzen über fünf Wochen in Canton zugebracht, vom 13. Juli bis 20. August.

Diese Zeit gehörte zur heißesten im Jahre, und die Hitze war auch wirklich unleidlich. In den Zimmern hatten wir bis zu 27 ½ Grad, im Freien im Schatten bis zu 30 Grad. (...)

Am 20. August sieben Uhr Abends sagte ich Canton und meinen Freunden ein herzliches Lebewohl, und um neun Uhr schwamm ich bereits wieder auf dem mächtigen, berühmten und berüchtigten Perl- oder Sikiang-Strome.

Staatsbibliothek zu Berlin 1871-1912

Ein Sommer in China. Reisebilder. Frankfurt am Main: Rütten und Loening 1899, 2 Bände.

Der 1865 in Breslau geborene Journalist, Schriftsteller und Übersetzer Paul Goldmann leitete in Wien die Zeitung "An der schönen blauen Donau", ehe er zehn Jahre lang für die

"Frankfurter Zeitung" reiste und schrieb. Als Theaterkorrespondent der Wiener "Neuen Freien Presse" kommentierte der promovierte Jurist den neuen Berliner Regiestil. Im Ersten Weltkrieg war Goldmann Kriegsberichterstatler; nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten musste er nach Wien zurückkehren, wo er 1935 starb.

Vorwort

Zu Anfang April des Jahres 1898 wurde ich von der „Frankfurter Zeitung“, deren Korrespondent in Paris ich bis dahin gewesen war, nach Ostasien entsandt. Im Verlauf dieser Reise habe ich die Eindrücke gesammelt, die im folgenden mitgeteilt werden.

Frankfurt a.M., Ende April 1899.

Dr. Paul Goldmann.

Die Reise beginnt mit der Einschiffung in Genua auf dem Ostasiendampfer "Preußen" des Norddeutschen Lloyd. Die Route führt durch den Suez-Kanal über Singapur nach Hongkong. In China angekommen geht es mit dem Dampfer "Hankow" auf dem Perfluss weiter in Richtung Canton:

Aus Kap. VII - Auf dem Perfluß nach Canton – Shameen, S. 87-89

Die Mündung des Perflusses wird von den Chinesen Fun-Lun genannt. Das bedeutet Tiger-Mund, und die Portugiesen haben das in Bocca Tigris übersetzt. Den englischen Matrosen scheint es unnötig, die Mündung eines einzigen Flusses mit zwei Worten zu bezeichnen, die sagen kurzweg Bogue. Die Wasserfläche dehnt sich weit nach allen Seiten wie ein See. Zur Linken und zur Rechten steigen Hügel- und Bergketten auf. Zur Rechten namentlich sind fünf oder sechs Gebirge hintereinander, anscheinend nur durch kleine Abstände getrennt, und ganz hinten zeigt sich noch ein letzter hoher Bergzug, der im Dunst verschwimmt.

Das Wasser, das bisher hellgrün war, beginnt in ein bräunliches Gelb überzugehen, und wir sind im Flusse, der immer gelber wird bis Canton. Diese Färbung hat wahrscheinlich den Vergleich mit dem Tiger nahegelegt. Ruhig zieht die gewaltige Wassermasse dahin. Der Strom ist wohl doppelt so breit wie der Rhein bei Mainz. Diese Ufer sind flach, in der Ferne aber, auf beiden Seiten, den ganzen Lauf entlang, setzen sich die Berge fort, alle von mittlerer Höhe und alle kahl.

Die Ufer-Niederungen jedoch sind bebaut, so weit man sehen kann. Dicht am Strome liegen die Reisfelder mit ihrem schönen, frischen und lichten Grün, in dem weiße Wasserstellen

aufglänzen. Schmale Kanäle sind in den Feldern gezogen. Durch diese Kanäle, durch die weite Ebene, durch das feuchte Grün wird die Erinnerung an Holland geweckt; und wären nicht die Berge im Hintergrunde, so könnte man glauben, man fahre auf dem Moerdyk entlang. Ganze Felder sind mit hohen Bananenstauden bestanden, deren lange Blätter sich nicht rühren trotz des Windhauchs, der vom Flusse her weht.

Bauern bestellen ihr Feld; sie tragen dieselben breiten tellerförmigen Strohhüte, wie die Kulis in den Städten, und haben die Zöpfe am Hinterkopf aufgewunden, wie die Chinesen oft tun, wenn sie eine schwere Handarbeit verrichten. [...] Überall stehen die niedrigen Obstbäume. Hier wachsen die süßen Orangen, deren Schale so hart ist, dass man die Frucht nur entzweischneiden und aussaugen kann; von hier kommen die Mangostinen, die so groß sind, wie die Äpfel, und die in harter schwarzer Schale eine saftige weiße Frucht bergen; und vor allem die Lei-tschi (Li-chee), deren Schale einer großen unreifen Erdbeere gleicht und in deren Innern man gleichfalls eine weiße Frucht findet, die um einen braunen Kern gelagert ist, wohl das würzigste unter allem Tropen-Obst.

Das Land ist sehr bevölkert. Die Dörfer liegen am Flusse und weiter drüben in der Ebene. Im Innern, jenseits der Berge, soll es nach der Aussage der Missionäre Dörfer geben, die bis zu 200 000 Einwohnern zählen. Über die niedrigen gelben Bauernhütten ragen seltsame Bauten empor: aus grauen Ziegeln gemauerte Häuser mit flachen Dächern und kleinen Fenstern. Sie haben eine geradlinig-viereckige Form, und diese gemauerten Kasten erreichen eine turmartige Höhe. Das sind die Pfandhäuser, die einzigen Bauten, nach Tempeln und Pagoden, denen die Chinesen eine monumentale Ausdehnung geben. Die Pfandhäuser sind oft so groß, dass man annehmen müsste, alle Bewohner des Dorfes hätten die Gewohnheit, ihre sämtlichen Sachen ins Versatzamt zu tun. Das ließe auf ein fideles Leben schließen; aber es heißt, dass diese Pfandleih-Institute auch als Aufbewahrungs-Orte für allerlei nicht verpfändetes Gut und als Warenspeicher benutzt werden.

Ein Dorf ist auf Pfählen in den Strom hineingebaut; man sieht im Vorbeifahren die mit rotem Annoncen-Papier beklebten Wände und weiße Firmentafeln, die jedenfalls die Wirtshausschilder vorstellen. Ein anderes Dorf auf dem rechten Ufer hat die Spezialität der Abhaltung von Grillenkämpfen. Aus Canton und weit aus der ganzen Umgegend kommen die Liebhaber dieses Sports hier heraus. Die Grillen werden unter ein Glas gesetzt, das Publikum steht ringsum und sieht mit Andacht zu, wie sie sich gegenseitig den Garaus machen. Große Wetten werden abgeschlossen, und jede Partei feuert ihren Champion durch laute Zurufe an.

Auf dem Flusse ziehen unablässig Boote vorüber, stromauf und stromab. Der Wind haucht leicht in ihre breiten Segel, und sie wiegen sich ein wenig bei ihrer Fahrt. Am Hauptmast flattert jene chinesische Flagge, die ein rotes Dreieck im weißen Felde zeigt. Rote Wimpel wehen am Mast. Einige Schiffe sind so schwer mit Heu belastet, dass sie fast bis zum Rande einsinken. Das Heu ist für die Büffel bestimmt, die hierzulande den Pflug und den Wagen ziehen. Die Boote, die Salz führen, unterscheiden sich von den übrigen durch ihren breiteren und tieferen Bau. Sie dürfen nicht bis Canton hinein, sondern müssen vor der Stadt abladen, dort wo neben dem Zollamts-Gebäude die weiße Fahne ausgesteckt ist, die das Büro des Salz-Kommissars bezeichnet. In China hat bloß die Regierung das Recht, Salz zu verkaufen, und der zur Überwachung dieses Monopols eingesetzte Beamte ist der dritthöchste Mandarin in der Stadt nach dem Vizekönig und dem Tataren-General.

In Canton glücklich angekommen wird umgehend die städtische Bevölkerung in Augenschein genommen:

Aus Kap. VIII – Canton S. 105/106

In den engen Straßen ist ein Drängen und Schieben. Viele Leute sind unterwegs und haben es eilig. Wagen gibt es natürlich nicht, und der Straßenlärm von Canton wird fast ausschließlich von Menschenstimmen gemacht. Unaufhörlich hallen die Rufe. Die Kulis schleppen Lasten an dicken Bambus-Stangen und schreien ihr kurzes und scharfes „Habt Acht!“ Auch singen sie sich selbst den Rhythmus zu ihrer Bewegung. Es sind Lieder aus zwei Tönen; der Kuli vorn hat die erste Note und der Kuli hinten die zweite: „Hi - ha, Hi - ha!“ Je schwerer sie belastet sind, umso rascher laufen sie; sie bringen aus der Münze Geldkisten von Zentnergewicht und fliegen nur so vorüber. Und es schreien die Sänfenträger: „Habt Acht, habt Acht!“ Wenn sie einen vornehmen Mann auf den Schultern haben, einen Mandarin in blauer Sänfte, so können sie nicht Platz genug bekommen. Alle die Lastenträger sind jedoch vorsichtig bei ihrer Eile, und man wird kaum jemals angestoßen; höchstens, daß man einmal etwas von dem Inhalt eines Wassereimers auf den weißen Anzug bekommt, und auch das ist nur unangenehm, wenn das Wasser schmutzig ist. Überhaupt kann sich der Fremde ruhig in die dunklen Gassen hineinwagen. Die Bevölkerung ist gutmütig und freundlich (obwohl sie im Rufe der Feindseligkeit gegen Fremde steht). Pöbel gibt es überall, und manchmal wird einem etwas nachgerufen. Das kann schmeichelhaft gemeint sein oder nicht; aber es bleibt sich gleich, da es chinesisch und doch nicht zu verstehen ist. Auch trifft man stellenweise

einen Citoyen, der etwas geräuschvoll ausspuckt; doch wird es niemals klar, ob das einfache Kautabak-Entleerung oder aber eine Gefühlsäußerung ist. Lästig sind nur die Bettler und namentlich die bettelnden Lepra-Kranken; sie lassen nicht von einem ab und strecken ihre schrecklich abgemagerten Skelett-Arme aus. Die Blinden betteln nicht; niemand führt sie, und sie tasten sich mit einem langen dünnen Stab an den Häusern entlang. Man begegnet auch wohl einem ganzen Zug, von denen jeder die Hand auf die Schulter des Vordermannes gelegt hat, ganz so, wie es auf dem Bilde Breughels im Louvre zu sehen ist, das die Blinden der biblischen Parabel darstellt. Wenn man in einen Laden eintritt, so stehen die Liebhaber von Sehenswürdigkeiten draußen und gaffen.

In den Tempeln hat man ein Gefolge von fünfzig bis hundert Mann hinter sich. Es ist natürlich empfehlenswert, ihnen die Uhr oder das gefüllte Portemonnaie nicht gerade unter die Nase zu halten. Sonst aber betrachte ich mir die Leute, und die Leute betrachten mich. Das geht in aller Ruhe vor sich, und wir finden uns gegenseitig sehr interessant. Ich freilich komme ihnen eher komisch vor. „So ein Kerl ohne Zopf, so eine Missgeburt ohne Schlitzaugen!“ denken sie sich und lachen. Ich denke mir: „Wenn Ihr vielleicht glaubt, dass Ihr schön seid, dann irrt Ihr Euch!“ und lache wieder. So verkehren wir im besten Einvernehmen; und ich lasse ihnen auch das Vergnügen, dass sie meinen Rock anfühlen, um den seltsamen Stoff zu begutachten, in den sich der „rote Teufel“ kleidet. Wenn ich an einem Hause vorbeigehe, kommt es vor, dass ein kleiner Junge draußen sitzt und großen Lärm schlägt: „Vater, sieh’ doch den Chinesen!“ Ich meine nämlich, dass ich für den kleinen chinesischen Jungen das bin, was für den kleinen deutschen Jungen der Chinese ist, der draußen auf der Straße sichtbar wird. Im Allgemeinen aber ist es sicher, dass ein Europäer viel ruhiger und unbelästigter durch Canton gehen kann, als ein Chinese durch die Straßen einer volkreichen deutschen Vorstadt.

In Begleitung eines Fremdenführers wird schließlich der buddhistische Tempel der 500 Genien besucht:

Aus Kap. VIII – Canton , S. 111/112

Wir gehen durch eine Hintertür, um den Priestern in ihrer Privatwohnung einen Besuch abzustatten. Das sind feine, liebenswürdige Herren. Sie begrüßen uns nach chinesischer Art, indem sie ihre beiden Hände vor der Brust zusammenballen und auf und nieder bewegen. Sie lächeln unablässig und sagen, dass es ihnen eine große Ehre ist. Die buddhistische Ordensregel schreibt kurzgeschnittenes Haar vor. Die Priester haben daher keinen Zopf.

Schon dadurch erscheinen sie europäischen Augen weniger fremd, und man fühlt sich mehr zu Hause bei ihnen als bei anderen Chinesen. Mit Würde tragen sie ihr grauseidenes Priesterkleid. Tee wird gebracht, und die Unterhaltung entspinnt sich. Nach und nach kommen auch die Priester-Schüler zum Vorschein. Die jungen Leute stellen sich in angemessener Entfernung auf und hören neugierig zu. Das Fragen nach dem Woher und Wohin beginnt, das mit aller Gastfreundschaft verknüpft ist (wie schon Homer uns lehrt). Ich teile mit, dass ich aus Frankfurt komme. Diese Antwort ruft Erstaunen hervor. Der Führer hatte nämlich gesagt, ich sei ein Deutscher. Man gibt mir das zu bedenken, und ich kläre auf, dass Frankfurt in Deutschland liegt, wie Canton in China. Ob Frankfurt schöner sei als Canton? Das kommt auf den Geschmack an, erwidere ich. Wenn ich Chinese wäre, möchte ich vielleicht lieber in Canton leben; so aber bin ich nun schon einmal von Jugend auf an Städte wie Frankfurt gewöhnt. Ob Frankfurt auch an einem Flusse liegt? Oh ja, am Main, daher der Name Frankfurt am Main. Ob der Fluß ins Meer fließt, wie der Perlfluß? Nein, nicht direkt; der Main fließt in den Rhein. Ich bedauere, das zugestehen zu müssen; denn wie ich trotz aller Höflichkeit merken kann, tut es in den Augen der Priester dem Prestige von Frankfurt einigen Abbruch, dass sein Fluß erst noch die Vermittlung eines andern Flusses nötig hat, um ins Meer zu fließen.

Deutsche Nationalbibliothek 1913 ff.

Stern, Hellmut:

Saitensprünge : Erinnerungen eines Kosmopoliten wider Willen / Hellmut Stern. - 1. Aufl. -

Berlin : Aufbau-Taschenbuch-Verl., 2000. - 304 S. : Ill. ; 19 cm

(Aufbau-Taschenbücher ; 1684)

Lizenz des Transit-Verl., Berlin

ISBN 3-7466-1684-0 kart. : DM 16.90, EUR 8.50 ; Autobiographie

Signaturen: 2000 A 65673, 2000 A 65673

Auszüge aus den Kapiteln „1938 bis 1949: Überleben in der Mandschurei“ und „1938 bis 1949: Peking 1941/42“

Hellmut Stern wurde 1928 in Berlin geboren. 1938 begann für ihn eine Odyssee, auf die der damals Zehnjährige seine Geige mitnahm: Die Familie emigrierte nach Harbin in die Mandschurei. Mit musikalischen Gelegenheitsjobs brachte Hellmut Stern sich und seine Eltern über die Zeit bitterer Armut in der Mandschurei und legte – aus der Not eine Tugend machend - zugleich die Grundlagen für eine glänzende Musikerkarriere. 1949 reiste Hellmut Stern nach Israel aus, ab 1956 lebte und arbeitete er in den USA. 1961 kehrte Stern als Erster Geiger des Philharmonischen Orchesters nach Berlin zurück. Stern lebt heute in Berlin und Florida.

In seinem Buch „Saitensprünge“ berichtet er u. a. über die Jahre in der Mandschurei.

Aus: „1938 bis 1949: Überleben in der Mandschurei“

Mit einem japanischen Schiff, der "Hoten Maru", fuhren wir über das chinesische Meer zum mandschurischen Hafen Dairen, dem heutigen Dalien. Von dort ging es mit dem Zug nach Norden. Am nächsten Morgen erreichten wir Harbin und wurden von einem Herrn der jüdischen Gemeinde abgeholt. ...

Das also war der Beginn unserer "chinesischen Zeit", von der wir natürlich nicht ahnen konnten, daß sie elf Jahre dauern würde. Denn bis zum Ausbruch des Japanisch-Amerikanischen Krieges hofften wir, China verlassen und nach den USA oder Palästina weiter wandern zu können. Unsere entsprechenden Anträge, die wir noch in Deutschland gestellt hatten, liefen ja weiter. Aber auch diese Hoffnungen wurden durch die unnachgiebige

Haltung der amerikanischen und britischen Behörden zerschlagen. So wurde Harbin unsere "Heimat auf Zeit".

Harbin ist eine relativ junge Stadt. Sie entstand Ende des 19. Jahrhunderts als Knotenpunkt der Transsibirischen Eisenbahn. Diese führt durch den ganzen Kontinent bis nach Wladiwostok; eine Abzweigung ging von der Grenzstadt am Amur, Manchouli, bis in den südmandschurischen Hafen Port Arthur. Port Arthur war bis 1905 in russischer Hand und ging im japanisch-russischen Krieg an die Japaner verloren. Anfangs eine kleine Siedlung einheimischer Mandschuren, eines mongolischen Stammes, wuchs Harbin rasch. Es kamen Eisenbahner aus Rußland, die ihre Häuser in gewohntem russischen Stil bauten. Es sprach sich schnell herum, daß es in Harbin Arbeit gäbe, und so zogen viele Chinesen vom Süden nach Norden, besonders viele kamen aus der Provinz Shantung. Sie wurden als Arbeiter bei der Eisenbahn eingesetzt und mußten dort Schwerstarbeit verrichten. So entstand der chinesische Teil Harbins, unser "Chinatown". Die Russen und andere Europäer dagegen siedelten sich in ihrem Stadtteil Pristan am Fluß Sungari an. Beide „Städte“ wuchsen rasch zu einer Großstadt zusammen. Die von den Emigranten aus Rußland erbauten schönen Kathedralen prägten das Stadtbild.

...

Durch die Transsibirische Eisenbahn florierte der Handel mit dem Ausland. Jedes große europäische Land eröffnete in Harbin ein Konsulat. Auch die USA waren vertreten. Steuern mußten nicht gezahlt werden. Die Mandschurei verfügte über große Bodenschätze: Kohle und Öl. Einer der Hauptexportartikel waren Pelze. Es entstanden Warenhäuser, Nachtclubs, Hotels, alles im osteuropäischen Stil. Dazu kulturelle Einrichtungen, Theater, Schulen, Konzertsäle usw.

...

Die Stadt bestand praktisch aus zwei Teilen. Das wirtschaftliche sowie das kulturelle Leben der großen Masse der Chinesen fand hauptsächlich in ihrem Stadtteil "Chinatown" statt. Die meisten Europäer lebten dagegen im russischen Teil der Stadt. Die Straßen hatten neben den russischen auch chinesische Namen. Die Administration der ganzen Stadt war jedoch chinesisch. Während der japanischen Besatzungszeit, also von 1932 bis 1945, hatte sie natürlich den Befehlen der Besatzer zu folgen. Nach der Kapitulation Japans im August 1945 wurden die Beamten dieser Stadtregierung als Kollaborateure sofort verhaftet und entsprechend bestraft.

Die Chinesen erbrachten die Dienstleistungen. Sie waren die Köche und die Boys, die Ammen und die Straßenhändler. Natürlich gab es unter ihnen auch gutsituierte, sehr reiche

Kaufleute. Zwischen dem russisch-europäischen und dem chinesischen Stadtteil gab es durchaus Verbindungen ökonomischer und sozialer Art. Das Verhalten der Europäer, besonders der Russen, gegenüber der chinesischen Bevölkerung war aber immer geprägt von einer gewissen kolonialistischen Arroganz. So erwartete man beispielsweise vom chinesischen Personal, daß es die russische Sprache beherrschte, ohne daß man sich selber die Mühe machte, Chinesisch zu lernen. In ihrer souveränen Toleranz erlernten die Chinesen schnell Russisch, aber auch die Sprachen anderer europäischer Dienstherrn. So erlebte ich, wie z.B. der Koch unserer Hauswirtin ein wunderbares Jiddisch mit leichtem Berditschever Einschlag sprach oder der chinesische Übersetzer einiger unserer deutschen Dokumente so berlinerte wie wir.

...

Aus: „1938 bis 1949: Peking 1941/42“

Anfang 1941 bekam ich starke Schmerzen in der Nierengegend. ...

Die Ärzte beschlossen, mich nach Peking in das Rockefeller-Institut zu schicken, da man dort über modernere Apparate verfügte als in Harbin. Das war aber mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, denn Peking war Ausland – so grotesk das heute klingt. Peking war die Hauptstadt des von den Japanern besetzten Teils Chinas und gehörte zu "National-China", im Gegensatz zu unserem "Kaiserreich Mandchu-di-guo". Und das bedeutete, daß man Aus- und Einreisevisa benötigte, die nur sehr schwer zu erhalten waren.

...

Das in ganz Ostasien berühmte Rockefeller-Krankenhaus war nur eine Querstraße von uns entfernt. Es war mehr Universität als Krankenhaus – 800 Ärzte versorgten 300 Patienten. Wie schon der Name sagt, war es eine amerikanische Stiftung, die aber von chinesischen Ärzten geführt wurde. Angenommen wurden hauptsächlich "interessante Fälle", die als Lehrbeispiele für die vielen jungen Ärzte dienen sollten. ... Da es ein sehr ungewöhnlicher Fall sei, würde Professor Cha persönlich operieren. Professor Cha, chinesisch-amerikanischer Abstammung, galt als große Kapazität auf diesem Gebiet, und ich wurde bewundert, weil ich von ihm operiert werden "durfte".

Wir mußten aber noch einige Wochen bis zur Operation warten, denn es war schwer, einen Termin zu bekommen. Mir sollte es recht sein, denn erstens hatte ich Angst und zweitens brauchte ich während dieser Zeit nicht zu üben – ich hatte noch nicht einmal die Geige dabei – und außerdem wollte ich natürlich Peking sehen.

Meine Mutter hatte Geld von der Jüdischen Gemeinde in Harbin bekommen, wovon wir ein paar Wochen in unserer bescheidenen Pension leben konnten. Wir waren in dieser fremden Stadt nicht ganz einsam, denn im großen "Peking-Hotel" in unserer Nähe spielte ein Trio mit emigrierten Musikern. Den Cellisten, Georg Kaphan, dessen Bruder in Harbin war, kannten wir noch aus Berlin. Der wiederum brachte uns mit anderen Emigranten zusammen.

Das schönste aber war, daß ich mich mit einem jungen Riksha-Kuli anfreundete, der mit vielen anderen in unserer Straße auf Kunden wartete. Ich konnte schon ganz passabel chinesisch sprechen und so unterhielten wir uns stundenlang. Er bot mir an, mich ein bißchen herum zu fahren, denn er hatte wenig Kunden. Meine Mutter gab ihm etwas Geld dafür. Ich war begeistert, diese Stadt mit ihren alten Gebäuden faszinierte mich. Oft aßen wir zusammen, einfach am Straßenrand hockend wie die chinesischen Arbeiter.

Am 7. Dezember verabredeten wir uns für den nächsten Tag zu einer großen Besichtigungsfahrt zum Kaiserpalast, der sogenannten Verbotenen Stadt, zum Hatamen, einem der großen Stadttore, und zur alten Stadtmauer. Der 8. Dezember war ein kalter und nebliger Tag. So gegen 9 Uhr zogen wir los in Richtung Kaiserpalast. Im allgemeinen herrschte um diese Zeit ein großes Gewimmel auf den Straßen; an diesem Tag aber waren nur sehr wenige Menschen unterwegs. Dafür standen jedoch außergewöhnlich viele japanische Soldaten mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten an Kreuzungen und Straßenecken. Und dann sah ich, wie eine Gruppe von Europäern, sechs oder sieben an der Zahl, von mehreren brüllenden Soldaten zusammengetrieben wurde. Auch wir wurden angehalten. Man befahl mir auszusteigen, und mit einem Gewehr wurde ich in Richtung der anderen Europäer gewiesen. In der Schule hatte ich japanisch lernen müssen – das kam mir jetzt sehr zustatten. Auf Japanisch erklärte ich einem Soldaten, daß ich Deutscher sei. "A so deska!" kam die sehr höfliche Antwort. Ich erfuhr nun, daß an diesem Tag der Krieg zwischen Japan und den USA ausgebrochen sei und daß "die da drüben" feindliche Ausländer seien – im Gegensatz zu mir natürlich, der ich ja ein "deutscher Verbündeter" war. Mir war's recht. Als ich ihnen erzählte, daß ich auf dem Weg zum Palast sei, entließen sie mich unter vielen Entschuldigungen. Wir wurden noch einmal angehalten, aber da ich rief schon von weitem den Soldaten zu, daß ich Deutscher sei, worauf sie uns fröhlich weiterwinkten.

Endlich gelangten wir an unser Ziel und mein Freund zeigte mir den Platz vor dem großen Eingangstor, wo er auf mich warten wollte. An diesem Tag war ich weit und breit der einzige Tourist, und die Wächter an den verschiedenen Toren und Gebäuden beäugten mich ungläubig. Ich stand nun mutterseelenallein in diesem geschichtsträchtigen Palast. Er besteht aus vielen Gebäuden, Höfen, Toren, Privatgemächern des Kaisers, der Kaiserin und des Hofes,

Tempeln etc. Und in jedem dieser Gebäude herrschte Zwielflicht. Nur ab und zu brannte eine Kerze. Ich fühlte mich um Jahrhunderte zurückversetzt, als ich in der großen Audienzhalle dem Thron gegenüber stand, auf dem noch die letzte Kaiserin und auch "mein" mandschurischer Kaiser Pu Yi als Kinder gesessen hatten.

Am aufregendsten aber war die Halle, in der die Geschenke und Tribute ausländischer Herrscher an den Kaiser des Himmels und des Reiches der Mitte aufbewahrt waren. Besonders die herrlichen Uhren hatten es mir angetan, wahre Wunder an Kunstwerken von unermäßigem Wert. Sie waren mit Brillanten und anderen Edelsteinen verziert und aus solidem Gold oder Platin gefertigt. Ich erinnere mich besonders an zwei Uhren. Die eine stellte einen Wasserfall dar und ihre Kaskaden glitzerten und funkelten, denn es waren Edelsteine, Rubine, Smaragde, Amethyste, die da "herabsprangen". Die zweite Uhr war noch erstaunlicher. Eine ganze Karawane, Kamele, Wagen und Menschen, alles aus Gold, bewegte sich im Kreise. Die Köpfe der Menschen und der Tiere waren mit höchster Vollendung ziselirt. Die Wärter zogen ganz allein für mich die vielen Uhren auf, alles drehte, alles bewegte sich. So vergingen die Stunden in Windeseile, und es war spät, als ich wieder zu meinem Freund mit der Rikscha kam.

Auch in den folgenden Tagen bis zur Operation führte er mich zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt, die damals ohne Touristen war und noch das alte, jetzt leider fast ganz versunkene China erkennen ließ.

Nach der Operation mußte ich noch drei Wochen im Rockefeller-Institut bleiben. Als einziger Europäer unter all den Chinesen war es trotz der Schmerzen, besonders kurz nach der Operation, sehr aufregend. Meine Mutter und unsere Bekannten in Peking kamen mich täglich besuchen, und einmal erschien sogar der große Professor Cha – groß im doppelten Sinn, denn er maß fast zwei Meter. Er stand in der Tür, lächelte mir zu, sagte: "How are you?", und entschwand. Das war wohl ein ganz seltenes Ereignis und eine große Auszeichnung für mich, denn die Schwestern und die vielen jungen Assistenzärzte, die mich betreuten, sprachen noch lange davon, und ich wurde mit großem Respekt behandelt.

...